

# „Fremde sind nur Freunde, die wir noch nicht kennengelernt haben“

In dem Begegnungsprojekt *Wie lebst denn Du? – Das Narrativ des Anderen kennenlernen* (NaAnke) trafen sich 24 Jugendliche zwischen 16 und 20 Jahren über ein halbes Jahr hinweg für jeweils eine Woche an verschiedenen Orten in Deutschland und Jordanien. Alle absolvieren eine Ausbildung, zum Teil sind sie aus Ländern wie Syrien, Sierra Leone und Afghanistan geflüchtet.

Prof. Dr. Constance Engelfried, Maya Ostrowski, Maria Mayr und Stella Frank von der *Hochschule München* haben das Projekt wissenschaftlich begleitet. Im Interview erzählen Constance Engelfried und Maya Ostrowski, wie sich durch derartige Begegnungsprojekte Konstruktionen und Zuschreibungen von Jugendlichen gegenüber dem vermeintlich ‚Anderen‘ beziehungsweise ‚Fremden‘ verändern lassen

Das Interview führte Marianne Walther.

An Ihrem Projekt haben 24 Jugendliche aus verschiedenen Ländern und Regionen teilgenommen. Wie kamen Sie in Kontakt zu den Jugendlichen und nach welchen Kriterien wurden sie ausgesucht?

Constance Engelfried: Die Auswahlkriterien besprachen wir gemeinsam in der Steuergruppe: In welches Land gehen wir? Welche Jugendlichen wählen wir aus? Es war klar, dass es nicht wieder eine Jugendbegegnung unter Gymnasiast\*innen werden sollte und dass wir in ein Land gehen wollten, das nah an Syrien liegt, das aber sicher ist. So kamen wir auf Jordanien. Außerdem sollten Jugendliche aus verschiedenen Ausbildungsberufen teilnehmen. Und wir wollten auch die segregierten Lebenswelten in Deutschland abbilden: junge Menschen mit Fluchterfahrung, mit Migrationshintergrund, aus dem Osten Deutschlands, aus dem Westen, Mädchen wie Jungen gleichermaßen. Das waren die zentralen Kategorien, die uns wichtig waren.

Einige der Jugendlichen sind aus Ländern wie Syrien, Sierra Leone und Afghanistan geflüchtet. Aus welchen Regionen in Deutschland kamen sie?

Maya Ostrowski: Unterschiedlich. Zwei kamen aus Sachsen, weitere aus Bayern. Darüber hinaus war in der Gruppe aus Jordanien ein Jugendlicher mit einem palästinensischen Fluchthintergrund dabei.

In Ihrer Begleitforschung haben Sie verschiedene Kategorien herausgearbeitet, die für die Jugendlichen eine Rolle spielen. So zum Beispiel Medienkritik, Flucht, Fremdheit, Alltagsrassismus und Geschlechterverhältnisse. Wie kamen Sie auf diese Kategorien?

Constance Engelfried: Wir haben vorher bewusst keine Kategorien festgelegt, sondern sind mit einem offenen Blick in die Forschung gegangen. Wir wollten beobachten, was die Lebenswelten der Jugendlichen sind, was sie mitbringen und schauen, was sich über die Projektlaufzeit hinweg ändert. Bei der Auswertung unseres Forschungsmaterials bildeten wir dann sieben Kategorien heraus.

Die Jugendlichen erzählten viel von Erlebnissen mit Alltagsrassismus. Dass sie zum Beispiel beobachten, dass Freunde mit Fluchterfahrung im Supermarkt nicht bedient werden.

Außerdem zeigte sich, dass die Jugendlichen sehr kritisch in Bezug auf Medien sind. Immer wieder sagten sie, dass es für sie sehr wichtig gewesen sei, im Rahmen des Projekts einmal das Flüchtlingslager „Zaatari“ in Jordanien mit eigenen Augen gesehen zu haben, dass es dort nicht so sei, wie es in den Medien oft dargestellt werde.

An diesen Beispielen wird deutlich, dass die Jugendlichen mit bestimmten Erfahrungen in das Projekt

gekommen sind, dass sie sich aber während des Projekts auch weiterentwickelt haben und mit neuen Erfahrungen wieder herausgingen.

Eine positive Entwicklung war zum Beispiel, dass die Jugendlichen mehr Selbstbewusstsein entwickelt haben. Und sie näherten sich einander an in den pädagogischen Settings. Hier war insbesondere das Medium Tanz bedeutsam, bei dem die Sprache eine untergeordnete Rolle spielt. Zudem sind neue Freundschaften entstanden, was auch sehr wichtig war.

Ganz wesentlich war ebenso, dass die Jugendlichen begannen, sich kritisch mit Kategorien wie ‚die

Deutschen‘, ‚die Jordanier‘, ‚die Flüchtlinge‘ auseinanderzusetzen. Gleichzeitig zeigte sich immer wieder aber auch die Wirkmächtigkeit dieser Kategorien. Die Pädagog\*innen sprachen beispielsweise einmal Jugendliche aus Ostdeutschland direkt darauf an, dass es bei ihnen doch ganz viel Rechtsradikalismus gebe.

Viele Mädchen, die zu Beginn noch relativ viel mitgeredet hatten, wurden immer stiller, und auch einige Jungen sagten sehr wenig. Es blieb dabei, dass die lauten Jungen das Geschehen dominierten. Da war klar, dass darauf pädagogisch reagiert werden musste. Wir schufen schließlich kleinere Settings, in denen sich stille Jungen und

***„ihr hört ja die gleiche Musik, ihr seid ja wie wir“***

Mädchen trauen konnten, etwas zu sagen. Als es dann um Themen wie sexualisierte Übergriffe ging, wurde deutlich, dass Mädchen von bestimmten lebensweltlichen Erfahrungen häufiger betroffen sind. Darüber wurde dann relativ differenziert diskutiert.

Indem die Jugendlichen immer wieder merkten, dass sie sich eigentlich in vielem sehr ähnelten – ihr hört ja die gleiche Musik, ihr seid ja wie wir –, konnten sie einige Kategorien dekonstruieren. In anderen Kontexten wurde

und Jungen gibt. Dass Mädchen und Jungen gemeinsam an unseren Bildungsmaßnahmen teilnehmen konnten, war etwas sehr Ungewöhnliches. Da mussten wir auf den höchsten Ebenen anklopfen.

Unser nächstes Heft heißt „jung sein“. Gibt es in Ihrer Forschung Ergebnisse, die für uns wichtig wären?

Maya Ostrowski: Ich möchte das mit den Freundschaften noch einmal hervorheben. Jugendliche mit Fluchterfahrung berichteten,

ihre Geschichte zu erzählen, aus ihren Lebenswelten zu berichten und in einen Austausch zu treten.

Gibt es Punkte, wo Sie gemerkt haben, dass das Jungsein anders gelebt und definiert wird von den Jugendlichen, je nachdem wo sie herkommen?

Maya Ostrowski: Ich würde auf jeden Fall sagen: in den Erfahrungen, die sie in ihrem Alltag machen. Sind sie von Rassismuserfahrungen betroffen oder nicht? Das ist ein sehr gravierender Unterschied, der sich gezeigt hat. Einige der Jugendlichen ohne Fluchterfahrung beobachteten beispielsweise, dass im Sport rassistische Sprüche fallen oder dass Freunde im Nahverkehr angepöbelt werden. Jugendliche mit Fluchterfahrung wiederum erzählten von eigenen Erfahrungen, beispielsweise im Kontext von PEGIDA-Demonstrationen, bei denen sie Angst haben und sofort nach Hause gehen. Da die Demonstrationen regelmäßig stattfinden, ziehen sie sich immer wieder aus dem öffentlichen Raum zurück. Eine Jugendliche beschrieb, dass die Menschen ihr abwertende Blicke zuwerfen und denken, sie wäre anders, weil sie keine blonden Haare hat.

Auch zeigten sich verschiedene lebensweltliche Hintergründe, als beispielsweise ein Jugendlicher von seiner Flucht erzählte, die er ohne seine Eltern komplett allein bestreiten musste.

Constance Engelfried: Es gab aber auch Jugendliche ohne Fluchterfahrung in Deutschland, die in der Jugendhilfe sind, die also weder in der Familie noch allein leben. Ein jordanischer Jugendlicher wiederum lebt bei seiner allein-erziehenden Mutter mit vier Geschwistern. Da wurde im

## ***Ein Jugendlicher sagte, dass deutsche Jugendliche nicht mit ihm reden wollten***

gleichzeitig aber auch die Reproduktion dieser Kategorien wieder deutlich.

Sie haben erwähnt, dass je nach Gender unterschiedliche Themen für die Jugendlichen wichtig waren. Können Sie da ein Beispiel nennen?

Constance Engelfried: Es gab im Projekt zum Beispiel einen Ausflug ans Tote Meer. Bis die deutschen Mädchen sich umgezogen hatten ... diese Scham, ihren Körper zu zeigen vor den anderen Jugendlichen. Das hatten die jordanischen Mädchen weniger. Sie gingen in voller Bekleidung und mit Kopftuch ins Wasser und hatten einen anderen Umgang mit ihrem Körper. Gleichzeitig gibt es in Jordanien getrennte Lebenswelten. Im Bildungswesen ist es dort so, dass es getrennte Berufsschulen und Bildungszentren für Mädchen

dass sie normalerweise so gut wie gar nicht mit Jugendlichen ohne Fluchterfahrung in Deutschland in Kontakt kämen. Sie sprachen von einer klaren Segregation. Eine Teilnehmerin erzählte beispielsweise, sie sei schon seit zwei Jahren in Deutschland und habe noch nie Freundschaften zu deutschen Jugendlichen aufbauen können, obwohl sie es sich sehr wünsche. In der Schule seien keine deutschen Jugendlichen in ihrer Klasse. Auch Studien zeigen, dass Jugendliche mit und ohne Fluchterfahrung in Deutschland kaum Kontakt zueinander haben. Dieser Kontakt ist durch das Projekt ermöglicht worden. Ein Jugendlicher sagte, er habe es bisher so wahrgenommen, dass deutsche Jugendliche nicht mit ihm reden wollten. Sie waren sehr überrascht, dass das dann möglich wurde. Und so begannen sie, sich gegenseitig

Gespräch häufig die hohe Bedeutung der Familie im jordanischen Kontext deutlich. Auch das Thema Bildung spielt dort eine große Rolle: Dieser Mutter ist es zum Beispiel sehr wichtig, dass ihre Söhne und Töchter studieren, eine Ausbildung machen.

Ist Ihnen bezüglich der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sonst noch etwas aufgefallen?

Constance Engelfried: Der große Unterschied ist, glaube ich, das zeigt auch eine quantitative Studie zu den Lebenslagen jordanischer Jugendlicher, dass die Jugendlichen dort trotz der oft problematischen Lebensbedingungen relativ zufrieden sind mit ihrem Leben. In Deutschland ist für Jugendliche die Familie zwar auch sehr wichtig, in Jordanien ist sie für Jugendliche aber oft ein starker Halt, der ihnen hilft, gut mit prekären Lebenslagen umzugehen. Sie fühlen sich eingebettet in ihrem Umfeld. Auch das Königreich gibt eine große Sicherheit. In Deutschland sind die Jugendlichen ebenfalls ganz zufrieden mit ihren Lebenslagen, das zeigt die *Shell Jugendstudie*, aber es zeigt sich gleichzeitig auch eine Tendenz der Verunsicherung.

In Ihren Studien habe ich gelesen, dass die Jordanier\*innen ein anderes Verständnis von Rassismus haben als viele in Deutschland. Können Sie das erläutern?

Constance Engelfried: Ich möchte es an einem Beispiel deutlich machen: Während eines Workshops in Jordanien sollten die Jugendlichen in einem Rollenspiel alltägliche Situationen spielen, in denen sie Rassismus erleben. Die jordanischen Jugendlichen spielten dann eine Situation, in der eine Frau vor einer Apotheke steht und einen reichen Herrn bittet, ihr ein Medikament aus der Apotheke

mitzubringen. Er wertet sie zunächst ab und weigert sich, schließlich tut er es doch. In der Nachbereitung der Szene baten die Pädagog\*innen die Jugendlichen,

die Szene noch einmal zu spielen, da sie nicht von Rassismus gehandelt habe. In den Augen der Jugendlichen ist es aber sehr wohl darum gegangen. Da wurde uns deutlich, dass sie unter dem Begriff Rassismus nicht dasselbe wie wir verstehen, sondern ihn letztendlich als eine Bezeichnung für soziale Ungleichheit verwenden. Mir wurde dabei klar, dass bestimmte Problemlagen in einer Monarchie teilweise ganz anders oder überhaupt nicht thematisiert werden. Mit unserer westlichen Sicht auf das, was wir unter Rassismus verstehen, konnten die jordanischen Jugendlichen wenig anfangen.

Welche Ergebnisse Ihrer Studie fanden Sie am wichtigsten oder erstaunlichsten, womit hätten Sie nie gerechnet? Gab es da Überraschungen oder Bestätigungen?

Maya Ostrowski: Überraschend war, mit welcher Mehrheit die Jugendlichen in hohem Maße medienkritisch waren. Die Ausflüge im Projekt waren für sie daher sehr wichtig, um unabhängig von Medien Einblicke zu bekommen.

Ein sehr zentrales Ergebnis war aber auch die alltägliche Präsenz von Rassismus, die seitens der Teilnehmer\*innen beschrieben wurde. Dass dabei die

Jugendlichen ohne Fluchterfahrung zum Beispiel den gesellschaftlichen Diskurs als sehr polarisierend wahrnehmen und die negativen Meinungen gegenüber Geflüchteten als sehr wirkmächtig empfinden. Einige sehen es als eine Herausforderung an, die positiven Erfahrungen aus dem Projekt längerfristig in ihre Lebenswelten zu übertragen. Sich zum Beispiel öffentlich zu positionieren, können sich einige nicht vorstellen, weil sie negative Reaktionen befürchten. Da hat sich gezeigt, dass es sich um Herausforderungen handelt, die nicht ausschließlich auf pädagogischer Ebene gelöst werden können. Stattdessen ist es sehr wichtig, dass sich eine Profession und Disziplin wie die soziale Arbeit auch in gesellschaftliche Diskurse mit einbringt und versucht, diese aktiv mitzugestalten.

Constance Engelfried: Das möchte ich bekräftigen. Ich bin sehr erschrocken, als einige erzählten, was alles im Internet diskutiert wird zum Thema Geflüchtete und dass sie sich nicht trauten, sich entgegen der vorherrschenden Meinung zu positionieren. Ich dachte, die vorherrschende Meinung sei, dass man solche

## ***Wir müssen Jugendliche darin bekräftigen, ihre Stimme zu erheben***

Prof. Dr. Constance Engelfried *ist Professorin an der Hochschule München, Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften, Forschungsschwerpunkte Organisation und Management, Gender und Migration, Nachwuchsförderung und Kinder- und Jugendhilfe. Sie leitete das hier vorgestellte Forschungsprojekt.*

Maya Ostrowski, *Sozialpädagogin (M.A.) wirkte als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsprojekt Wie lebst denn Du? – Das Narrativ des Anderen kennenlernen mit und promoviert in diesem Kontext derzeit an der Philipps-Universität Marburg und der Hochschule München.*

negativen Diskurse problematisch findet. Dann sagten die Jugendlichen, die vorherrschende Meinung sei die Ausgrenzung von Geflüchteten. Da war ich ganz schön vor den Kopf gestoßen. Gleichzeitig wurde mir klar, vor welcher Aufgabe wir da stehen. Wir müssen Jugendliche darin bekräftigen, ihre Stimme zu erheben. Dafür brauchen sie aber auch bestimmte Rahmenbedingungen. Wie soll jemand für andere eintreten, der sich selbst in einer prekären Lebenslage befindet?

In einem Artikel zu Ihrem Projekt habe ich eine Überschrift gelesen: „Fremde sind nur Freunde, die wir noch nicht kennengelernt haben.“ Hat das wirklich eine Jugendliche gesagt? Oder ist das von Ihnen zusammengefasst?

Maya Ostrowski: Nein, das ist tatsächlich ein Zitat, das die Jugendlichen eingeflochten haben in einen eigenen Hip-Hop-Text. Zum Schluss des Projekts haben sie gemeinsam eine Hip-Hop-Performance erarbeitet, sozusagen als Resümee. Das Zitat ist ein Beispiel dafür, dass sie sich mit diesen Zuschreibungen sehr kritisch auseinandergesetzt haben und Kategorien wie Fremdheit dann eine ganz andere Bedeutung bekommen haben.<

